

Roland Girtler

Methoden der Feldforschung

4. Auflage



Böhlau

UTB



UTB 2257

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Beltz Verlag Weinheim und Basel

Böhlau Verlag Köln · Weimar · Wien

Wilhelm Fink Verlag München

A. Francke Verlag Tübingen und Basel

Paul Haupt Verlag Bern · Stuttgart · Wien

Verlag Leske + Budrich · Opladen

Lucius & Lucius Verlagsgesellschaft Stuttgart

Mohr Siebeck Tübingen

C. F. Müller Heidelberg

Quelle & Meyer Verlag Wiebelsheim

Ernst Reinhardt Verlag München und Basel

Ferdinand Schöningh Verlag Paderborn · München · Wien · Zürich

Eugen Ulmer Verlag Stuttgart

Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen

WUV Wien

Roland Girtler

Methoden der Feldforschung

4., völlig neu bearbeitete Auflage

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar 2001

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

Umschlagabbildung: © Dr. Grete Frisch

UTB-ISBN 3-8252-2257-8
ISBN 3-205-99283-0

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung,
des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen,
der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem
oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung
in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser
Verwertung, vorbehalten.

© 2001 by Böhlau Verlag Gesellschaft m. b. H. und Co. KG,
Wien · Köln · Weimar

www.boehlau.at

Druck: MANZ, A-1050 Wien

Inhalt

I. EINLEITENDE BETRACHTUNGEN

1. Feldforschung als Eroberung und Abenteuer 11
2. Neugier und Poesie 16
3. Der Fremde in der eigenen Gesellschaft 19
4. Einsamkeit und Freiheit 20
5. Der Forscher als Wandernder und Radfahrer 23
6. Ketzerische Gedanken: die Hexenmeister der Forschung –
gegen »die großen Worte« 27
7. Die harte Arbeit der Forschung: der Griff in die Geschichte 31

II. WISSENSCHAFTSTHEORETISCHE ÜBERLEGUNGEN

1. Quantitative und qualitative Methoden 35
2. Das soziale Handeln –
der Ansatz der »verstehenden« Kulturwissenschaften 37
3. »Lebenswelt« und Alltagshandeln 39
4. Die »umweltliche« Beobachtung 42
5. »Gesetzmäßigkeiten« oder »Regeln« des Handelns? 43
6. Der Handelnde ist kein »Depp« –
Gründe gegen eine »positivistische« Soziologie 46
7. Die Kritik am Konzept der »Operationalisierung« 50
8. Gedanken zum »Vorverständnis« 53
9. Das »idealtypische« Vorgehen 54
10. Die beiden Prinzipien der freien Feldforschung:
Beweglichkeit und gegenseitiges Lernen 55
11. Die »Scheinobjektivität« quantifizierender Verfahren 57

III. DIE FREIE FELDFORSCHUNG

Zum Programm	59
Die Formen der Beobachtung	60
A. DIE »FREIE TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG« – DAS PROBLEM DES VERANDASOZIOLOGEN (ODER -ETHNOLOGEN)	65
1. Der Zugang des Forschers in die ihn interessierende Gruppe . . .	69
a. Der Einfluß der Forschung auf die Privatsphäre des Forschers	73
b. Das Problem des Zugangs – Grundsätzliches	77
c. Das Scheinproblem des »going native«	78
2. Formen und Möglichkeiten des Zugangs	85
a. Teilnehmende Beobachtung ohne vorbereiteten Zugang – die Schwierigkeiten	85
<i>Die Annäherung</i>	89
<i>Das Akzeptiertwerden des Forschers während der ersten Kontaktnahme</i>	93
b. Teilnehmende Beobachtung aufgrund einer Erlaubnis oder einer beruflichen Eingliederung . . .	97
c. Teilnehmende Beobachtung aufgrund eines Auftrages oder einer Bitte	105
3. Das Stadium des Zurechtfindens	106
a. Vertrauen gewinnen!	108
b. Die Erweiterung des Horizonts des Forschers	111
c. Der Forscher wird zum Spezialisten	113
4. Die Integration – die Übernahme der Perspektiven	114
a. Die Erweiterung des Personenkreises und des Wissens . . .	115
b. Die »Teilnahme«	116
c. Identifikation	120
d. Die »Anpassung« des Beobachters	122
e. Gefahren bei der Forschung	123
f. Der Forscher als »Mitglied im Schweben«	127

5.	Einbeziehung der Beobachteten – Rückzug und Probleme nach Beendigung der Feldstudie	128
	a. Aus der Praxis: Schwierigkeiten am Ende der Forschung in einer kriminellen Randkultur	131
6.	Protokollieren und Protokoll	133
	a. Der Inhalt des Protokolls	133
	b. Das Niederschreiben des Protokolls	141
7.	Die Aufbereitung der Felddaten – zusammenfassende Gedanken	143
B.	DAS »ERO-EPISCHE GESPRÄCH«	147
1.	Überlegungen zum Begriff des »ero-epischen Gesprächs«	147
2.	Der persönliche Kontakt	154
3.	Das Problem des »strukturierten« Interviews	155
4.	Zur Frage der Nützlichkeit eines »Leitfadens« beim Gespräch	157
5.	Die Einbringung des Forschenden selbst – die Bedeutung der Suggestivfragen	158
6.	Herstellung der Kommunikationssituation	162
7.	Die Chance, die »Wahrheit« zu erfahren	164
8.	Das Erfragen von Lebensgeschichten	165
9.	Hilfsmittel	168
10.	Gesprächsprotokolle	168
IV.	BERICHTEN UND ETHIK	169
	a. Das Verfassen der Berichte und die griechische Muse Klio	169
	b. Gedanken zur Ethik des Forschens – der Forscher ist keine »moralischer« Mensch	170
	c. Reaktionen auf Feldforschungen	178
V.	»DIE 10 GEBOTE DER FELDFORSCHUNG«	183
	Bibliographie	192

*Drum frisch! laß alles Sinnen sein,
Und grad mitt in die Welt hinein!
Ich sag' es dir, ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt.
Und ringsherum liegt schöne grüne Weide.*
(Goethe, Faust)

I. Einleitende Betrachtungen

1. FELDFORSCHUNG ALS EROBERUNG UND ABENTEUER

Ich glaube, die echten Feldforscher und die echten Feldforscherinnen in der Soziologie und Ethnologie sind mehr Abenteurer als großartige Experimentierer oder ausufernde Theoretiker, sie haben etwas von Eroberern und Konquistatoren, im positiven Sinn, an sich, die fremde Lebenswelten kennenlernen wollen und sie so erobern. Von der Eroberung, also der Erforschung menschlichen, kulturellen Gruppenlebens handelt dieses Buch.

Das hier nun vorliegende Buch ist eine vollständige, wesentliche und erweiterte Überarbeitung meines Methodenbuches. Von anderen Büchern unterscheidet es sich, so meine ich in aller Bescheidenheit, vor allem durch die Überlegung, daß echtes Forschen eigentlich Abenteuer ist.

Wenn also das Wort »Abenteuer« dieses Kapitel zielt, so will damit gesagt sein, daß die qualitative Feld- oder Sozialforschung mit ihren Königsmethoden der teilnehmenden Beobachtung und dem »ero-epischen« Gespräch eine höchst spannende, aber auch eine mitunter mühevoll sein kann.

Ein gründliches und ernsthaftes Forschen mit diesen beiden Methoden, die direkt mit Menschen zu tun haben, kann zeitaufwendig sein und erfaßt die ganze Person, es kann aber auch frustrierend sein. Im Vergleich dazu ist das Vorgehen mit standardisierten Fragebögen, die vom Schreibtisch aus oder über Internet verschickt werden, und ebenso ein Vorgehen mit jenen »qualitativen« Methoden, bei denen kein wirklich enger Kontakt zu den betreffenden Menschen existiert, eher problemlos.

Meine Forschungen, auf deren Erfahrungen dieses Buch im wesentlichen beruht, waren tatsächlich oft echte Abenteuer, sei es in indischen Bauerndörfern, in den Slums von Bombay, bei Wiener Stadstreichern, bei Polizisten, bei Dirnen, bei Bettlern in Hermannstadt, bei Ganoven, bei feinen Leuten, bei Schmugglern, bei Wilderern und in deutschen Dörfern in Siebenbürgen. Es waren aber gerade diese Abenteuer, die mir zeigten, wie bunt das Leben ist. Als ich Ende der siebziger Jahre meine Forschungen in »teilnehmender Beobachtung« bei Wiener Sandlern (Pennbrüdern) und der Polizei

durchführte, also nicht mit der üblichen Fragebogenmethode, standen nicht wenige Soziologen meinem Unternehmen eher skeptisch gegenüber. Diese Skepsis spürte ich, als ich um 1978 einen Aufsatz über das Alltagshandeln der großstädtischen Vagabunden der renommierten deutschen »Zeitschrift für Soziologie« zur Veröffentlichung anbot. In diesem Aufsatz hatte ich versucht – fernab eines vertrockneten Fachjargons – darzustellen, wie Vagabunden mit ihren Problemen des täglichen Lebens fertig werden, wie sie zum Beispiel zu einem Bier kommen und ähnliches. Die Herausgeber der Zeitschrift waren offensichtlich erstaunt über meine Kühnheit und antworteten mir, sie wären an meinen in »teilnehmender Beobachtung« erarbeiteten Überlegungen nicht interessiert. Und einer der Herausgeber meinte sogar, er würde lieber Bücher von Heimito von Doderer lesen als meine Ausführungen. Ich war erstaunt und erwiderte kühn dem Herrn Kollegen, daß ich, wenn ich so schreiben könnte wie Heimito von Doderer, mir etwas Besseres wüßte, als ihm und seiner Zeitschrift meinen Aufsatz anzubieten.

Diese Abwertung meines Aufsatzes entsprach durchaus der damaligen Zeit, als man sehr tiefgehend erscheinende, oft schwerverständliche Betrachtungen höher einzuschätzen geneigt war als einigermassen spannende und klar geschriebene Beschreibungen des täglichen Lebens. Damals gab es Leute, zu denen offensichtlich die Herausgeber der »Zeitschrift für Soziologie« gehörten, die davon überzeugt waren, daß Beobachtungen des Alltagslebens bloß zu trivialen Ergebnissen führen würden. Dem ist entgegenzuhalten, daß das Alltagshandeln niemals trivial sein kann, denn im täglichen Handeln und Sprechen werden Ideologien, also Vorstellungen oder Vorurteile über Ausländer, Politiker, Frauen, Beamten usw. deutlich. Derartige Erlebnisse, wie das mit der »Zeitschrift für Soziologie«, beflügelten mich, 1984 mein Buch über die »Methoden der qualitativen Sozialforschung« herauszubringen. Im deutschsprachigen Raum war dieses Buch meines Wissens so ziemlich das erste auf diesem Gebiet. In der Folge sahen sich allerdings auch andere eifrige Kollegen befließigt, in dieser Richtung etwas herauszubringen.

Bemerkenswert ist, daß nach Erscheinen meines Buches mir zwei freundliche Kollegen aus München zu diesem Buch gratulierten und meinten, daß mir mit diesem eine »gut verständliche Darstellung, die sich nicht scheut, für schlichte Sachverhalte auch eine schlichte Sprache zu wählen«,

gelingen sei. Sie würden es »erleichtert zur Kenntnis nehmen, daß man über Methoden auch anders reden kann als mit aufgeblasenen Begriffsmonstern«. Und schließlich halten sie fest: »Ob Sie bei den Meisterdenkern und Puristen der neuen akademischen Quali-Fraktion ähnlichen Anklang finden werden, ist wohl eine andere Frage.« Mit dieser letzten Feststellung hatten die beiden wohlmeinenden Kollegen recht, denn tatsächlich genieße ich bei den Spezialisten der »qualitativen Sozialforschung«, die in letzter Zeit sich wacker hervortun, anscheinend kein besonderes Ansehen.

Ansehen genoß ich jedenfalls bei dem großen Soziologen und Kulturwissenschaftler René König, der in der »Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie« (Heft 4, 1985) über mein Buch »Der Adler und die drei Punkte«, in dem ich das Leben eines Berufsverbrechers darstelle, unter anderem dies schreibt: »Roland Girtler ist nicht nur ein passionierter Bergsteiger, sondern genauso resolut in seinem Bemühen um qualitative Sozialforschung ... dieses Buch ist nicht nur wegen seines greifbaren Inhalts wichtig, sondern daß es darüber hinaus zu allgemeinen Überlegungen über Soziologie überhaupt anregt.« Mich erfreute diese Zustimmung, und ich fuhr fort, weitere Studien durchzuführen.

Ich habe viel bei meinen Forschungen für mich als Mensch gelernt, wahrscheinlich mehr als während meiner Universitätsstudien. Allerdings hatte ich bereits als Student als Bierausführer und Marktfahrer die Chance, die Buntheit des Lebens auf den Märkten, auf den Straßen, in den Gasthäusern und auch sonstwo direkt zu erleben. Ich mußte mir damals nämlich mein Studium zum Teil selbst verdienen, da mein Vater, ein braver Landarzt, meinte, ich würde mir zum Studium zu lange Zeit lassen, womit er nicht unrecht hatte. Bereits damals habe ich gelernt, daß es in allen sozialen Schichten und Gruppen anständige und weniger anständige Menschen gibt.

Angefügt sei auch noch zur Information der freundlichen Leser, daß ich nicht nur Soziologe bin, sondern auch Kulturanthropologe bzw. Ethnologe und ausgebildeter Prähistoriker, der an Ausgrabungen aktiv mit der Schaufel in der Hand teilgenommen hat. Ich habe einiges gelernt durch die Verbindung dieser Ausrichtungen, was mir bei der Abfassung dieses Buches entgegenkam.

Die Forschungsmethoden, wie sie in diesem Buch dargelegt werden, sind »freie«, denn bei diesen ist der Forschende nicht von vornherein durch

fixe Regeln und Vorschriften, wie sie bei den quantitativen Methoden üblich sind, eingeengt. Es sind jedoch, so glaube und hoffe ich, höchst nützliche Anleitungen, neben den notwendigen wissenschaftstheoretischen Überlegungen, die ich hier vorlegen will. Dieses Buch ist wohl auch eine Art Rezeptbuch, um überhaupt Zugang in eine zu erforschende Gruppe finden und in dieser »leben« zu können. Und insofern hat dieses Buch eine gewisse Originalität.

Mir erscheint wichtig, daß vermehrt Lehrende an den Instituten der Kultur- und Sozialwissenschaften (Soziologe, Ethnologe u. a.) sich finden, die den Studierenden ernsthaft (!) beibringen, wie »qualitative« Forschungsarbeit, vor allem die »teilnehmende Beobachtung« und das »ero-epische Gespräch«, zu geschehen hat. Dazu möge dieses Buch helfen.

Gegenstand des Buches ist also die Beschäftigung mit der »Feldforschung« schlechthin, also mit Forschungen darüber, wie Menschen untereinander in ihren verschiedenen Lebenswelten handeln. Diese Lebenswelten, also die »Felder«, können der Strich, auf dem Dirnen ihre Kunden treffen, Dörfer, in denen Bauern ihrer harten Arbeit nachgehen, Klöster, in denen junge Burschen als Schüler schmachteten, und viele andere Bereiche sein, in denen Menschen sich begegnen. Der klassische Ausdruck »Feldforschung« für die Arbeit des Forschers in der Buntheit des Lebens entstammt den alten Kulturwissenschaften, deren Vertreter hinaus in die Welt und zu den Menschen auf der Suche nach den »Wahrheiten des Lebens« gegangen sind. »Feldforschung« erinnert an die Arbeit des Bauern, der von seinem Hof auf das Feld wandert, um jene Dinge zu säen oder zu ernten, die er und die Seinen für ihr Überleben benötigen.

Ähnlich verläßt der Wissenschaftler seine Studierstube, um im Leben, am rauhen Feld, sich all das zu erarbeiten, das seiner Wissenschaft wichtig ist. Feldforschung in diesem Sinn führt der Archäologe durch, der sich auf Ausgrabungen begibt, der Historiker, der in Archiven nach geheimnisvollen Dokumenten sucht, der Ethnologe, der das Leben in indischen Dörfern erkundet, aber auch der Soziologe, der über Fußballfans, Wilderer und Vagabunden forscht.

Danken will ich vielen, die mich bei meinen Forschungsvorhaben inspirierten und mich zu weiterem Nachdenken über Feldforschung anregten. Zu diesen gehören Frau Mag. Helga Patscheider, die mich bei Seminaren

über »teilnehmende Beobachtung« trefflich unterstützt hat und mit der ich gemeinsam mit anderen Studierenden in Siebenbürgen forschte, Herrn Dr. Konrad Hofer, der selbst wunderbare Forschungen über Gastarbeiter, Fernfahrer und andere Leute durchgeführt hat, und all jenen Studentinnen und Studenten, die mir die Ehre gaben, mich bei Feldforschungen zu begleiten. Mit einigen von ihnen wanderte ich in forschender Absicht sogar durch Wälder und über Hügel Siebenbürgens. Blumiger Dank ist auch der famosen Agrarsoziologin Prof. Dr. Heide Inhetveen auszusprechen, die mich auf Spannendes für meine Forschungen über die Kultur der aus ihrer Heimat vertriebenen und verbannten Landler aufmerksam machte und die über meine extreme Art des Forschens auf dem Rücken meines Fahrrades merklich überrascht war.

Zu danken ist Herrn Dr. Andreas Loran und Frau Dr. Bettina Becker, deren Dissertation ich betreuen durfte und von denen ich einige interessante Anregungen bekam, aber ebenso Herrn Justinus Pieper, der mich bei meinen Forschungen zur Gaunersprache freundlich unterstützt hat.

Danken will ich aber auch Herrn Dr. Peter Rauch vom Böhlau Verlag, der vor vielen Jahren den Mut hatte, mein erstes in freier Feldforschung verfaßtes Buch über das Leben und die Welt eines Wiener Ganoven zu verlegen.

Höchsten Dank verdienen schließlich der Dudelsackpfeifer Rudi Lughofer und seine liebe Frau Frau Waltraut, die mir bei meiner Forschung über Klosterschüler Honigbrote, Tee und Nachtlager angeboten haben. Mit Rudi Lughofer, dem Leiter der »Kremsmünsterer Bock- und Leiermusik«, verbinden mich seit Jahren gemeinsame Auftritte in Landgasthäusern Bayerns und Oberösterreichs, bei denen er und seine Freunde »Lieder gegen Gesetz und Ordnung« einem wohlwollenden Publikum vortragen und ich dazu Geschichten aus meinen Forschungen bei Vagabunden, Ganoven, Schmugglern und Wilderern erzähle. Auf diese Weise ist es mir möglich, aufmerksamen Zuhörern abseits der Wissenschaft zu zeigen, daß Feldforschung ein geradezu aufregendes Abenteuer ist.

Dank verdient auch meine Frau Birgitt, die mich immerhin zu einigen abenteuerlichen Treffen bei meinen Feldforschungen begleitet hat, wie zum Beispiel zu einem Abendessen mit einer noblen Dirne vom Wiener Strich und deren Freund.

2. NEUGIER UND POESIE

Am Beginn des Abenteuers steht jedoch die Neugier. Ich meine überhaupt, daß der echte Sozialforscher etwas von einem neugierigen Menschen an sich haben muß, denn es ist die Neugier, die ihn treibt. Es ist seine Lust, hinter die Schleier der Wirklichkeit zu schauen und darüber zu berichten. Neugier ist nichts Schlechtes, denn auch Leute wie Kolumbus und Darwin waren höchst neugierig, da sie wissen wollten, was hinter dem Horizont ist oder wie sich das Leben entwickelte. Sie alle ließen sich auf Abenteuer ein, um das Unerforschte zu ergründen. Genauso tut es der Sozialforscher, der sich neugierig unter Menschen begibt, um deren Welt zu erkunden. Echte Feldforschung, wie ich sie verstehe, ist also spannend und sie ist, wie ich eingangs schon erwähnt habe, Abenteuer.¹

Und weil Feldforschung mit Neugier und Abenteuer zu tun hat, kann sie auch gefährlich sein.

Die Gefahren dürften da und dort, im Busch in Indien und in der Stehbierhalle am Wiener Westbahnhof, dieselben sein.

Ein Abenteuer, als Feldforscher unter Menschen zu gehen, ist es allemal. Es ist übrigens bemerkenswert, daß große amerikanische Soziologen, wie Warner oder Goffman, aus der Ethnologie oder Kulturanthropologie kamen und großartige Feldforscher waren, die sich unter anderem auch an dem großen Franz Boas, der bei nordamerikanischen Indianern geforscht hat, orientiert haben.

Außerdem glaube ich, daß es nicht wenigen Soziologen an Mut zu fehlen scheint, den Schritt in die Buntheit des Lebens, das mitunter auch die Hölle sein kann, zu tun. Es ist bemerkenswert, daß René König in einem Aufsatz auch Alfred Schütz erwähnt, einen Mann, der von den heutigen »verstehenden Soziologen« (durchaus auch zu Recht) hoch gepriesen wird, der jedoch selbst nie eine empirische Studie durchgeführt und nie ein »Felderlebnis« gehabt hat. Darauf verweist deutlich, wie König feststellt, der Kulturanthropologe Karl H. Wolff, der meint, daß Schütz als Soziologe »keine Beziehung zu den Leuten habe, die er erforscht« (König, 1984, S. 26).

1 Einige dieser Gedanken habe ich bereits in meinem Buch »Randkulturen« ausgeführt, sie möchte ich aber auch hier einbringen.

Meine erste größere Feldforschung, die ich durchgeführt habe, war eine kulturanthropologische und rechtssoziologische in Indien. Zu dieser war ich nach Bombay gereist, zu Beginn der siebziger Jahre, zu einer Zeit, als Indien und Pakistan sich wieder einmal bekriegten. Einige wohlmeinende Leute rieten mir daher von einer Reise nach Indien ab. Meine Mutter, eine wackere Landärztin, die leider schon das Zeitliche gesegnet hat, sagte damals zu mir, als sie merkte, daß ich zögerte, nach Indien zu fahren: »Wenn du mein Sohn bist, fährst du.« Die kluge Frau hatte recht, denn ich lernte während der Monate in Indien sehr viel. Ich bekam einen guten Kontakt zu den Bauern von Gujarat, ich erfuhr einiges über ihre rechtlichen Institutionen und konnte Einblicke in die Kargheit ihrer Landwirtschaft gewinnen. Aber auch das Leben in den Slums von Bombay, durch die ich wanderte, weckten mein Interesse als Forscher. In diesen Slums fiel ich übrigens in eine Gruppe von jugendlichen Dieben und hatte Schwierigkeiten mit vagabundierenden Hunden. Ich lebte damals bei einem Missionar am Rande eines dieser Slums. Dieser Aufenthalt in Indien war höchst förderlich für mich, denn er zeigte mir besonders deutlich die Buntheit menschlichen Lebens mit ihren Kleidern, Speisen und Gerüchen.

Diese Buntheit ist auch typisch für europäische Gesellschaften. Es ist also nicht notwendig, sich als Forscher zu irgendwelchen außereuropäischen Gruppen zu begeben, um Abenteuer zu erleben. Das Abenteuer der Forschung kann bereits beginnen, wenn man um die nächste Ecke in seiner Stadt geht und sich plötzlich von Vagabunden umgeben sieht.

Als ich vor einigen Jahren mit meinen Feldforschungen in der eigenen Gesellschaft begann, wurde Feldforschung, wie ich sie betrieb, noch keinesfalls ernst genommen. Ein gewisser Andreas Becke, dem ich mich sehr verbunden fühle, meinte sogar, man hätte damals Leute wie mich, die der freien Feldforschung huldigten und die den Kontakt zu allerhand Volk suchten, um es zu erforschen, als »skurrile Paradiesvögel« belächelt (Becke, 1993, S. 1).

Aber inzwischen scheint man bereits eingesehen zu haben, daß Feldforschungen in Form der »teilnehmenden Beobachtung« und des »ero-epischen« (freien) Gesprächs höchst wertvoll sein können, um Einblicke in das Leben von Gruppen zu erhalten. Und das hat mit Neugier Abenteuer zu tun.

Das Abenteuer suchten ebenso die großen Vertreter der Chicagoer Schule der Soziologie, die am Beginn dieses Jahrhunderts großartige Studien

über Randkulturen durchgeführt haben. Zu ihnen gehören Robert Ezra Park und W. I. Thomas. Park wurde auf einer Farm in Luzerne County, Pennsylvania, geboren. Seine beiden Großväter waren Landärzte. Park entstammt also einer Kultur der Landärzte, einer Kultur, der auch ich angehöre – dies gestatte ich mir in aller Bescheidenheit hier einzufügen. Es mag sein, daß gerade die Weltoffenheit meiner Eltern, auch meine Mutter war Landärztin, eine gute Ausgangsbasis für mein Forschen bildete. Dies sei hier in Achtung vor meinen Eltern, die mitunter recht weise waren, eingefügt.

Thomas und Park suchten den direkten Kontakt zum Menschen und fanden ihn auch. Darüber schrieben sie spannende Arbeiten.

Die gegenseitige Wertschätzung, die sich die beiden entgegenbrachten, beruhte teilweise auf ihrer Verachtung der damaligen Soziologie, die vor allem durch den Sozialdarwinismus geprägt war, sowie ihrem beiderseitigen Interesse an direkter Beobachtung.

Es ist hervorzuheben, daß diese beiden, obwohl Amerikaner, in der deutschen geisteswissenschaftlichen Tradition stehen, einer Tradition, der auch ich mich verbunden fühle. Beide studierten in Deutschland, bei Männern wie Windelband und Simmel, und fühlten sich diesem Land stets tief verbunden. Es existiert übrigens eine Zeichnung, die Park um 1900 bei einem Bierkrug in Berlin zeigt (in: Lindner, 1990, S. 53). Dies könnte man, man verzeihe mir die Kühnheit, in der Richtung deuten, daß ein Soziologe am Biertisch mitunter mehr leisten kann als am Schreibtisch. Jedenfalls: Ich habe bei Vagabunden der Großstadt mehr gelernt als bei manchen weisen Leuten.

Thomas hörte in Berlin und Göttingen sogar Vorlesungen in Althochdeutsch. Robert Ezra Park pries einmal seinen Freund W. I. Thomas einen »Poeten« und einen Literaten, der die Welt der Menschen und ihre Dinge zu studieren und über sie zu berichten wünschte (vgl. Lindner, 1990, S. 270).

Nicht zufällig verwendete Park das schöne Wort »Poet«, denn es bedarf der Intuition und der Sensibilität eines »poetischen«, das heißt aus dem Altgriechischen übersetzt, eines schöpferischen Menschen, um das kulturelle Handeln in seiner bunten Vielfalt zu beschreiben und zu interpretieren.

Ich glaube daher, daß gute soziologische und ethnologische Arbeiten auch einigen literarischen Wert haben sollten. Ähnliches meinte mir gegenüber vor Jahren ein mir wohlwollend gesinnter österreichischer Missionar in Indien.

Diesen Mann, sein Name ist Pater Stephen Fuchs, hatte ich bei meiner Feldforschung in Indien kennengelernt.

Er war nicht nur ein frommer Mann, sondern auch ein exzellenter Forscher. Einige Zeit, nachdem ich in Indien gewesen war, schrieb er mir nach Wien dies: »Der Kulturwissenschaftler (Völkerkundler und Soziologe) soll mehr ein Dichter sein als ein Statistiker. Er muß mehr mit Intuition arbeiten als mit Zahlen. Ich habe daher Sympathien für Ihre unorthodoxen Methoden.«

Ich meine auch, daß, wenn der Forscher mit seiner Seele dabei ist und Mühen nicht scheut, es auch möglich ist, Arbeiten zu verfassen, die gelesen werden und bei denen sich die Herzen der Lesenden öffnen. Und dies hat mit Poesie zu tun.

3. DER FREMDE IN DER EIGENEN GESELLSCHAFT

Viele Soziologen wissen oft nicht, wie stark in Wahrheit die Wände sind, die die Menschen in einer vermeintlich einheitlichen Gesellschaft voneinander trennen. Tatsächlich gibt es Soziologen, die meinen, sie könnten lediglich aufgrund ihres »normalen« Vorwissens soziale Äußerungen, wie zum Beispiel Gespräche oder Fotografien, interpretieren. Sie tun so, als ob ihnen ohnehin alles bekannt wäre. Eine solche Einstellung kann höchst verhänglich sein und in Sackgassen führen. Denn es gibt Gruppen innerhalb der eigenen Gesellschaft, die von ihrer Sprache und ihren Ritualen meilenweit voneinander entfernt sein können, selbst wenn sie beieinander wohnen. Das Phänomen des »Fremden«, ein Charakteristikum der Ethnologie bzw. der Kulturanthropologie, gilt genauso für die eigene Gesellschaft, zumal gerade heute durch Gastarbeiter, Asylanten, Immigranten und Wirtschaftsflüchtlinge unsere Welt bunter wurde.

Der Soziologe ist also in derselben Situation wie der ernsthafte Ethnologe, der in Indien oder bei den Eskimos forscht. Er muß die Demut aufbringen, sich überraschen zu lassen und von seinen vorgefaßten Interpretationen abzurücken. Dies ist allerdings erst dann möglich, wenn ein intensiver Kontakt zu den betreffenden Menschen besteht. Erst ein solcher verhilft dazu, von den eigenen Vorurteilen abzurücken. Der Soziologe muß also in